

Titel: Was bleibt?
Predigttext: 1 Kor 7,29-31
Pfarrer: Gerson Raabe



München, 14.10.2018

Eine Frage geht uns allen immer wieder durch den Kopf. Eine Frage beschäftigt uns alle immer und immer wieder. Was bleibt eigentlich von dem, was ich in meinem Leben getan habe? Welche Spuren werde ich einst hinterlassen? Was hat Bestand? Hat überhaupt etwas Bestand oder werden die Jahre die Spuren verwehen? Vom Winde verweht. Ist in wenigen Jahren nur noch wenig zu sehen und im Lauf der Geschichte so gut wie nichts mehr?

„Epilog“, so der Titel der Arbeit, die Claudia Marr ab heute hier in der Erlöserkirche zeigt. Nachwort. Schlussrede. Was bleibt von einem Leben? Aus Nachlässen Verstorbener wählt die Künstlerin Gegenstände aus, die sie zunächst portraitiert, dann zermahlt und zu lebensgroßen Säulen gießt. Kurioses und Anrührendes werden ebenso mit einbezogen wie Alltägliches.

So hat Claudia Marr etwa von einem Mann, der sehr, sehr viele Elektroartikel in seiner Küche hatte – Kabel, Messgeräte, und sonstige elektronischen Dinge – und dafür kaum Geschirr und Besteck vorhanden war, diese Elektroartikel mit aufgenommen. Eine Frau hatte ganz viele Tagebücher, auch Liebesbriefe und wieder jemand anderes hatte Hummelfiguren. Das alles ging ein in die jeweiligen Säulen, die jetzt hier in unserer Kirche stehen.

Was bleibt von einem menschlichen Leben? Sind es die Kinder? Bis in welche Generation bleibt ein Wissen von einem? Und wenn jemand keine Kinder hat, was bleibt dann? Bleibt etwas von dem, was ich getan habe? Solche Fragen werden natürlich sehr unterschiedlich zu beantworten sein. Je nachdem, was jemand beigetragen hat für die seinen, für die kleinen oder auch die größeren Zusammenhänge, für seine Familie, sein Dorf, seine Stadt oder gar sein Land oder die Menschheit.

Nachwort. Schlussrede. Epilog. Bei Beerdigungen spielt die Traueransprache eine wesentliche Rolle. In dieser Ansprache geht es darum die Persönlichkeit der oder des Verstorbenen zur Geltung zu bringen. Was war das für ein Mensch, von dem wir jetzt Abschied nehmen müssen. Wie in den Säulen von Claudia Marr bemühen wir uns darum, das zur Sprache zu bringen, was diesen Menschen auszeichnete. Es geht darum ein ganz individuelles, einzigartiges Leben zu würdigen.

In gewisser Hinsicht können wir sagen, dass dies ein Wesensmerkmal von uns Evangelischen ist. Bei uns gerät in besonderer Weise die konkrete menschliche Persönlichkeit in den Blick. Das ist auch schon bei Taufen der Fall. Deswegen sprechen wir bei den Vorbereitungsgesprächen mit den Angehörigen oder mit den Eltern immer über das, was den Menschen konkret auszeichnet, sei es das Kind, das wir taufen oder sei es eben der Mensch, von dem wir uns verabschieden müssen.

Bei der konfessionellen Schwesterkirche ist das in der Regel anders. Hier steht nicht der einzelne konkrete Mensch im Blick, sondern das Sakrament, durch das die Kirche den Einzelnen am Heil teilhaben lässt. Doch darum geht es heute nicht. Heute geht es um die Frage, was von einem menschlichen Leben eigentlich bleibt. Und um diese Frage zu bedenken, kann uns der Text des Paulus aus dem 1. Korintherbrief anleiten.

Dieser Text hat zu einiger Berühmtheit gefunden. Vielfach ist er unter die Überschrift gestellt worden: „Haben als hätte man nicht.“ Oder auf Griechisch: „Hos mä“ – „Haben als hätte man nicht“. Doch so einfach ist die Sache nicht. Bedachtsamkeit, Behutsamkeit und Sensibilität sind gefragt.

Zunächst ist daran zu erinnern, dass die Ausführungen des Apostels ganz nah bei einer philosophischen Strömung liegen, die damals sehr populär war. Ich meine die philosophische Schule, die den Namen Stoa trägt. Einer Ihrer wichtigsten Vertreter war der Philosoph Epiktet, der kurz nach Paulus gelebt hat.

Die Stoiker waren überzeugt davon, dass wir durch unsere Affekte, durch unsere Gefühle behindert werden. Je heftiger Gefühle auftreten, desto stärker die Behinderung. Daher muss das Ziel des Menschen die Leidenschaftslosigkeit sein: „Und die, die weinen, sollen sein als weinten sie nicht. Und die, die sich freuen, sollen sein als freuten sie sich nicht.“

Mag sein, dass eine solche Haltung zu einer gewissen Gelassenheit führt, gegen die ja gar nichts zu sagen ist. Jedoch kann jene Gelassenheit auch schnell eine gewisse Kälte führen. Und solche Kälte kann verhindern, dass wir uns in andere Menschen einfühlen können, dass wir Empathie empfinden. Menschen, die innerlich unbeteiligt sind, tun sich mit anderen immer auch schwer.

Sie können nicht innig verstehen und können daher auch keine echten Fragen stellen. Weil sie sich nicht einfühlen können, können sie auch nicht richtig helfen oder begleiten. Ganz zu schweigen von der Liebe, die doch das große Thema allen wahren Lebens ist.

Damit will ich keineswegs die Gelassenheit schlecht reden. Sie ist gewiss ein hohes Gut und nicht wenige Denker haben die Gelassenheit als Ziel und Tugend des Lebens gepriesen.

Einen entscheidenden Vorschlag zur Sache verdanken wir einem anderen großen griechischen Philosophen, nämlich Aristoteles. In seiner Nikomachischen Ethik führt Aristoteles aus, dass es immer darum geht, den richtigen Weg zwischen einem Zuviel und einem Zuwenig zu finden. Das ist auch bei den von Paulus angesprochenen Zusammenhängen der entscheidende Punkt: das rechte Maß zwischen einem Zuviel und einem Zuwenig.

Anders gesagt: Es geht um permanente Grenzgänge. Es geht darum die Grenze zwischen dem Zuviel und Zuwenig auszubalancieren.

Denn auch das ist wahr, dass uns ein Zuviel binden kann. Mit Paulus können wir sagen, dass das mit dem wir zu tun haben uns bestimmen kann; dass das mit dem wir in Beziehung stehen, Macht über uns gewinnen kann. So ist die Weltliteratur etwa voll von Geschichten über die Liebe, in denen diese Liebe zur alles bestimmenden Wirklichkeit wurde. Angefangen von der Geschichte um den König David, der den Mann der Bathseba an die Front befiehlt, um dessen Frau haben zu können bis hin zu Romeo und Julia: Sie konnten nicht voneinander lassen und in vielen Fällen nahm das Drama so seinen Lauf.

Das ist die andere Seite: „Haben als hätte man nicht!“. Damit ist nicht nur so etwas, wie Gelassenheit thematisiert. Profiliertes gesagt weiß dieses „Haben als hätte man nicht“ um eine Unabhängigkeit, ja um eine Freiheit, die selbst wiederum ein hohes Gut ist. Die Dinge sollen keine Macht über mich bekommen. Von wegen „Geld regiert die Welt“. Davon und von vielen anderen Zusammenhängen wollen wir unabhängig, wollen wir frei sein.

Unsere Freiheit ist nicht nur Freiheit von materiellen Gütern. Wir wollen auch nicht, dass wir zu Sklaven anderer Menschen, zu Sklaven von Beziehungen werden. Schließlich liegt auf der Hand, dass Beziehungen, die uns unserer Freiheit berauben, eindimensionale Beziehungen sind, die jedenfalls mit Liebe wenig bis gar nichts zu tun haben.

Damit komme ich zu einem letzten Gesichtspunkt: Paulus hat seine berühmten Sätze über das „Haben als hätte man nicht“ letztlich mit einer religiösen Perspektive verbunden. Der Gedanke ist ganz einfach, aber umso folgenreicher. Er lautet schlicht: Wir haben, als hätten wir nicht, weil wir letztlich Gottes sind.

Meine Kindheit und Jugend habe ich auch im Umfeld eines Diakonissenmutterhauses verbracht. In meinem Theologiestudium habe ich mich intensiver mit Luthers Schrift „De votis monasticis“ „Von den Mönchsgelübden“ auseinandergesetzt. Zusammenfassend gesagt bin ich seitdem der Überzeugung, dass das Ordenswesen für uns Evangelische keine echte Perspektive ist, da es – wie Luther in seiner Schrift ausführt – der evangelischen Freiheit widerspricht.

Und genau das ist der Punkt: Die evangelische Freiheit. Weil wir nicht durch die Dinge dieser Welt, nicht durch materielle oder personelle oder sonst etwas bedingt oder bestimmt sind, daher sind wir zur Freiheit berufen. Anders gesagt: Weil es der Heilige, das Ewige ist, das oder der das letzte Wort über unser Leben hat, daher sind wir durch ihn frei, zur Freiheit berufen. Durch und in unserem Glauben wissen wir, dass wir, was wir haben, so haben, dass es uns in unserer Freiheit nicht beschränkt.

Bei den Menschen unserer Schwesterkirche liegen die Dinge etwas anders, weil die Kirche eine bestimmende Rolle für die Gläubigen spielt. Diese Rolle hat sie bei uns verloren. Wir könnten sogar sagen, dass die unsichtbare Kirche, die die wahre Kirche ist, uns an diese Freiheit aus und im Glauben immer und immer wieder neu erinnert.

Es war Paulus, der zu diesem Zusammenhang Spitzenformulierungen aufgeschrieben hat. Etwa Galater 5,1: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen!“ Oder 2 Kor 3,17: „Der Herr ist Geist und wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit!“.

Das ist die eigentliche Botschaft des „Hos mä“, des „Habens, als hätten wir nicht“, dass wir zur Freiheit berufen sind. Aus und in dieser Freiheit wollen wir uns auf den Weg machen, mit den Menschen, an die wir gewiesen sind. Ihnen wissen wir uns in dieser Freiheit verbunden. Sie wollen wir einfühlsam begleiten, uns mit ihnen freuen, mit ihnen weinen, ihnen helfen und in Liebe mit ihnen verbunden sein.

Und so öffnet sich für uns vieles: Da ist eben mehr als diese Welt und die Dinge dieser Welt. Manche haben das auch so beschrieben, dass der Glaube der Sinn und der Geschmack für das Unendliche ist, sozusagen ein höherer Realismus. Andere haben davon gesprochen, dass sich uns so die wahren Tiefen des Lebens öffnen oder haben einfach gesagt, dass in der Tiefe Wahrheit ist. Sei es, wie es sei: Dieses Haben, als hätten wir nicht, öffnet uns die lebendigen Quellen des wahren Lebens. Amen.